

Christoph Rehmann-Sutter (Hg.)

Was uns der Tod bedeutet

Mit Beiträgen von

Emmanuelle Bélanger, Corina Caduff, Heike Gudat,
Luise Metzler, Lisa-Marie Müller, Kathrin Ohnsorge,
Simon Peng-Keller, Theda Rehbock,
Christoph Rehmann-Sutter, Elisabeth Schömbucher,
Clive Seale, Lucia Stäubli und Nina Streeck

Kulturverlag Kadmos Berlin

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Hospiz-Stiftung Arlesheim

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2018, Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt
Alle Rechte vorbehalten

Internet: www.kulturverlag-kadmos.de

Umschlaggestaltung: Readymade

Umschlagabbildung: Päpstliche Grabplatte in der
Chiesa dei Santi Cosmo e Damiano in Rom, Foto: Christoph Rehmann-Sutter
Gestaltung und Satz: Readymade, Berlin

Druck: booksfactory

Printed in EU

ISBN 978-3-86599-396-0

Inhalt

CHRISTOPH REHMANN-SUTTER

Einleitung 7

I

Arbeit an Bildern vom Tod

CORINA CADUFF

Vergänglichkeit 17

THEDA REHBOCK

Der Tod und das Sterben – philosophisch betrachtet 31

LUCIA STÄUBLI

Symbolisierungen in Todesnähe 45

EMMANUELLE BÉLANGER

Zur Ideengeschichte eines ›guten Todes‹. Zu partizipativer
Entscheidungsfindung am Lebensende 57

II

Sterbekulturen

CLIVE SEALE

Was der Tod für die Gesellschaft bedeutet 73

ELISABETH SCHÖMBUCHER

Der gute und der schlechte Tod. Sterbekulturen in Indien 100

NINA STREECK

»Die Frage ist, ob der Tod etwas ist, was man selber gestaltet.«
Das anforderungsreiche Sterbeideal der Palliative Care 116

LUISE METZLER

Auch Tote haben Menschenrechte. Um Gottes Willen 127

SIMON PENG-KELLER

Erzählen vom eigenen Sterben 139

III

Ethische Zusammenhänge

HEIKE GUDAT

Was Sterbende sich vom Tod wünschen 153

KATHRIN OHNSORGE

Den Tod akzeptieren – was heißt das eigentlich? 173

LISA-MARIE MÜLLER

Lebensverlängernde Maßnahmen 184

CHRISTOPH REHMANN-SUTTER

Über die Relationalität des Todes, mit oder ohne Prognose 201

Autorinnen und Autoren 213

Was uns der Tod bedeutet. Einleitung

CHRISTOPH REHMANN-SUTTER

Man kann es sich mit dem Thema Tod zu einfach machen, wenn man sagt, beim Tod sei alles vorbei und deshalb bedeute er nichts. Dass dann das Leben vorbei ist, wenn man gestorben ist, ist natürlich richtig. Aber daraus folgt nicht, dass der Tod nichts bedeutet. Es ist ja unser Leben, das dann zu Ende ist. Stellen Sie sich vor – unser ganzes Leben! Wenn man aufzählen möchte, was das alles beinhaltet, was dann alles mit dem Tod zu Ende geht, würde man sehr lange nicht fertig. (Vielleicht nie, weil man ja beim Erzählen der eigenen Lebensgeschichte gar nie wirklich bis zum gegenwärtigen Moment kommt, weil dieser Moment ja immer schon wieder vorbei ist, sobald man über ihn erzählt hat.) Also bedeutet der Tod in einer gewissen Weise dies alles, was mit ihm zu Ende geht. Und zweitens *wissen* wir Menschen, dass wir sterben werden. In einer Weise verleihen wir schon, indem wir das wissen und wie wir das wissen, unweigerlich dem Tod eine mehr oder weniger bestimmte Bedeutung.

Es gibt große Gegensätze zwischen den Auffassungen darüber, wie sich Tod und Bedeutung aufeinander beziehen. Was ist der Tod für uns? Einerseits – das sagen viele – hat das Leben doch eigentlich nur deshalb wirklich einen Sinn, weil es nicht unendlich verläuft. Der Tod macht ein Leben zum unwiederholbaren, meinem Leben. Ich bin verantwortlich, weil alle Situationen, in die ich im Verlauf meines Lebens gerate, in denen sich Begegnungen und Beziehungen ereignen, nur einmal kommen. Ich kann dieselbe Handlung nicht zweimal machen, den anderen nicht noch einmal gleich begegnen. Es kommt deshalb darauf an, was ich tue, empfinde und denke, weil das Leben kurz und begrenzt ist. Andere können mir verzeihen, ich kann ihnen verzeihen; ich kann Schulden begleichen. Aber ich kann dennoch meine Fehler nicht ungeschehen machen. Das ginge deshalb gar nicht ins Unendliche so weiter. Andererseits – das sagen andere – ist der Tod das absolut Negative. Er zerreißt allen Sinn und alle Bedeutung, die das Leben ausmachen. Und zwar unwiederbringlich. Der Tod ist ein endgültiger

Abbruch der Sinnzusammenhänge des Lebens. Nachher erinnern sich andere an mich (vielleicht), aber ich bin nicht mehr. Mit anderen Worten, der Tod ist gut für uns und er ist schlecht für uns; er ist Freund und Feind. Das eine wohl nicht ohne das andere. Die Bedeutung des Todes enthält ein Paradox, wenn man das so sagen will.

Trotzdem, auch wenn wir dem Tod gute Seiten zugestehen, möchten wir ihn vermeiden. Wir möchten leben, allermeistens zumindest. Alles Leben strebt nach Leben.

Es gibt hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Tod und Bedeutung einen zweiten Gegensatz, der den ersten überlagert. Wenn man fragt, was die Tatsache des Todes für mich ändert, ist es entweder die Welt der Anderen, für deren Singularität mich ihr möglicher Tod öffnet und derentwegen sowohl mein Leben als auch ihr Tod bedeutungsvoll werden. Oder ich bin es selbst, dessen Fluss der Erfahrungen deshalb bedeutungsvoll ist, weil er abbrechen kann. Es wird nachher niemand mehr sein, der ich ist. Das heißt aber nur: es wird keine Verbindung zwischen meinen gegenwärtigen Erfahrungen und denen in der Zukunft geben. Alle anderen Verbindungen bleiben bestehen. Derek Parfit behauptete, diese Einsicht würde den Tod »ein wenig weniger schlimm« machen.¹ Ist diese Reduktion des Lebens auf die Kontinuität des Ichs als Erfahrungssubjekt, das eine Verbindung zwischen Erfahrungen ist, dem Bedürfnis geschuldet, dem Tod seinen Stachel zu nehmen? Man möchte vielleicht tröstend sagen: Alles andere bleibt in der Welt gleich, *nur ich* bin dann weg. Paul Ricœur hat den Tod an einer parallelen Stelle in seinem postum erschienenen Essay so beschrieben, dass er das Ende der mir und denen, die mich überleben werden, während des Lebens gemeinsamen Zeit sei.² Darin wird der Bezug auf die Anderen deutlich, *mit denen* ich lebe, die *mir* sterben oder *denen* ich sterbe. Nicht nur der Faden des Ich durch die Zeit endet beim Tod, sondern die von mir mit anderen gemeinsam gelebte Zeit. Jacques Derrida sagte kurz vor seinem Tod in einem Interview, endlich (*enfin*) leben zu lernen, beinhalte, die Mortalität radikal anzuerkennen: ohne Zuflucht in die Vorstellung von Rettung, Erlösung oder Auferstehung. Aber er selbst, gestand er, habe nie gelernt, das zu akzeptieren.³

¹ Vgl. Claire Colebrook (2016). Die These zur Kontinuität des Ich findet sich bei Derek Parfit in *Reasons and Persons* (1984, S. 281).

² Ricœur (2007), S. 41.

³ Interview mit Jean Birnbaum, das am 19. August 2004 in *Le Monde* erschienen ist (Derrida 2007, S. 24).

Am einfachsten – so könnte man vielleicht meinen – sollte es doch sein, den Tod medizinisch oder naturwissenschaftlich zu beschreiben. Die Physiologie sagt: Der Tod ist das endgültige Versagen aller lebenserhaltenden Funktionsabläufe.⁴ Aber sofort entsteht die Frage: Welche sind dabei gemeint? Die Leiche ist ja bei näherer Betrachtung ein ziemlich lebendiger Ort. Der Körper des Verstorbenen wird zu einem Lebensraum für andere Wesen, die sich seiner bedienen. Er verwest: Sein Wesen vergeht zugunsten anderer Wesen. Die Leiche ist ein Ökosystem, wie schon der lebendige Körper ein Ökosystem ist, in dem ja bekanntlich mehr »fremde« Individuen leben als der Körper Zellen hat: lebenswichtige Bakterien und Pilze, sowie andere Mikroorganismen und auch Parasiten. Leben hört nicht auf, wenn das Individuum stirbt, aber es ist anderes Leben, das überhandnimmt. In der freien Natur liegend, würde die Leiche bald gefressen und diente auch so anderem Leben zur Nahrung.

Wie wir aus der Diskussion um den sogenannten Hirntod wissen, bleibt die exakte Bestimmung und die klinische Messung des Todes auch nicht ohne Schwierigkeiten. Wenn die Physiologie sagt »lebenserhaltende Funktionsabläufe«, hat sie also eine ganz bestimmte Organisation im Auge, nämlich die, die den Körper des Individuums zentral organisiert: Das zentrale Nervensystem, das Gehirn mit der Befähigung zum Bewusstsein. Aber wie und mit welchen Instrumenten muss man das genau messen? Wie lange muss man warten, bis man die Messung wiederholt? Wir haben jedenfalls eine klarere *Idee* davon, was es heißt, dass der Körper lebt und stirbt, als was sich empirisch beobachten lässt. Wir stellen uns vor, der Tod des Individuums sei das Erlöschen des Lebensschwungs dieses Organismus.

Im medizinischen Terminus *exitus letalis* steckt noch die Vorstellung eines Austritts der Person aus dem Leben. Aber was heißt das genau? Woraus tritt die Person aus, wenn sie stirbt? Aus dem Körper? (Aber wo ist sie dann?) Oder aus dem Handlungsbereich, den wir Medizin nennen? Aus dem Bereich der Verantwortung? Wenn jemand tot ist, erlischt die Pflicht, sein Leben zu retten. Man *kann* dann das Leben nicht mehr retten, weil es erloschen ist. Vielerorts schreiben Ärztinnen und Ärzte in Krankenhäusern nach dem Todesfall einen »Austrittsbericht«. Dies ist eine für den Praxisbereich der Medizin sinnvolle Beschreibung: Der Patient ist nicht mehr da, er ist gegangen. Und jetzt muss man

⁴ Grundmann (1994).

festhalten, wie es dazu gekommen ist. Ob er nach dem Tod irgendwo und irgendwie weiter existiert, kann für die Medizin dabei offen bleiben.

Im Wort »Tod« findet sich eine Zweideutigkeit. Manchmal wird mit dem Tod der Zustand gemeint, der eintritt, wenn das Sterben abgeschlossen ist: das Totsein. Manchmal meint man aber mit dem Tod genau den Übergang zwischen der Existenzweise des Lebens und dem Totsein. Im ersten Sinn ist jemand immer weiter tot, wenn er einmal gestorben ist. Es sind »die Toten«, die wir beklagen, an die wir uns erinnern, und die dadurch eine Präsenz behalten. Oder der Tod wird mit dem Ereignis des Ausscheidens aus dem Leben in Verbindung gebracht, oft dargestellt als eine dunkle Gestalt, die die Macht hat, jemanden abzuholen, den Faden des Lebens zu zertrennen. Dies ist das Bild des »Sensenmanns«, der als Gerippe in schwarzer Kapuze erscheint; *the Great Reaper*. Dieser Tod ist gerade nicht der Tote; er ist vielmehr eine übermächtige andere Figur, die erscheint und den Toten mit sich nimmt. Und überhaupt lässt sich der Tod letztlich nicht zuverlässig deuten. Man hat zwar Vorstellungen darüber, was dann sein wird, aber hat man überhaupt eine Ahnung? Das macht den ganz persönlichen und unmittelbar existentiellen Aspekt des Todes aus, vor dem viele Menschen Angst haben: Der Mensch, der sterben muss, weiß, dass er nicht weiß und nicht wissen kann, wie das ist zu sterben und was das bedeutet. Es beinhaltet irgendwie, dass das Ich zu existieren aufhört. Das ist eine Vorstellung, die für ein Ich schlichtweg nicht fassbar ist. Man wird eine radikale existentielle Veränderung erfahren, über die man absolut keine Kontrolle hat und die man dennoch vollziehen muss, ob man will oder nicht.

Der Tod tritt in unser Leben, wenn uns andere sterben. Dieses Erlebnis ist bedrohlich, emotional aufwühlend und muss kulturell in Form von Ritualen eingehegt werden. Diese Rituale sind ebenso aufschlussreich, wie auch die Auseinandersetzung mit ihnen. »Ich will euch lehren, meine Stadtleute, wie eine Beerdigung zu gestalten ist ...« – So beginnt ein Gedicht von William Carlos Williams, in dem er in beißendem Ton seine Mitbürgerinnen und Mitbürger zurechtweist und ansagt, was alles zu unterlassen sei, um dem Tod seinen angemessenen Raum zu geben, und um die nötige Trauer nicht aus sich selbst auszusperren: »Keine Kränze bitte«, »und keine Polsterung, pah!«, »Setzt euch offen dem Wetter aus, wie dem Kummer.«⁵ Das Gedicht, das der Arzt und

⁵ William Carlos Williams (1883–1963 in Rutherford, New Jersey): Tract, in: *Collected Earlier Poems*, Norfolk, Conn: New Directions 1938, S. 129–131.

Dichter Williams einfach »Traktat« nannte, zeigt, wie die Einrichtung und Gestaltung des Abschieds ausdrückt, was uns der Tod bedeutet und wie stark wir zulassen, dass er uns Lebenden überhaupt etwas bedeutet. Am besten würde man überhaupt kein Gefährt für den Sarg benützen, meint er. Kein schwarzes jedenfalls, auch nicht weiß und schon gar nicht poliert! Räder seien überhaupt wegzulassen; man solle besser den Sarg auf einem Brett über den Boden schleifen. – Wenn man sich diese Szenerie vorstellt, hört man unweigerlich das Kratzen und Scheppern des Holzbretts auf dem Gehweg. Am Tod soll man nichts beschönigen, weil sich nichts beschönigen lässt. Die Trauer öffnet uns für das Andere. Deshalb sollten wir sie zulassen.

* * *

Wenn man sich (wie in diesem Gedicht von Williams) dem Thema Tod von der Beerdigung und vom Makabren her annähert, nimmt man eine sehr spezifische Perspektive ein. Hinterbliebene erschrecken und nehmen Abschied von einem Verstorbenen. Der Tod wird aber auch in vielerlei anderen Perspektiven und Hinsichten ein Thema und gewinnt dann je auch andere Bedeutungen. Das vorliegende Buch eröffnet verschiedene Zugänge, die eine Reihe wichtiger Facetten des übergroßen Themas Tod aufzeigen. Es gibt neben der An- und Zugehörigenperspektive die Sicht von Sterbenden auf den ihnen selbst bevorstehenden Tod und das daraus erfolgende Abschiednehmenmüssen vom Dasein mit Anderen in der Welt. Und es gibt den Tod überhaupt, der mit dem Leben in die Welt kommt. Entsprechend ist mit der Frage nach der Bedeutung des Todes immer die Frage nach der Bedeutung des Lebens impliziert. Diese Fragen haben die Philosophie und die Künste immer schon bewegt. Menschen in verschiedenen Gesellschaften haben unterschiedliche Rituale erfunden, unterschiedliche Sterbekulturen entwickelt, mit denen sich die Kontingenz des Lebens angesichts des Todes bezähmen lässt.

Davon handeln die Kapitel im ersten Teil des Buches. Corina Caduff untersucht das Thema Vergänglichkeit vor dem Hintergrund der multimedialen Kultur und der Kunst. Im philosophischen Text von Theda Rehbock wird der Tod einer existenziellen Befragung ausgesetzt: Was bedeutet er für unser Leben? Welche Todestheorien haben welche Implikationen? Lucia Stäubli eröffnet durch einen kunsttherapeutisch-bildnerischen Zugang die Perspektive auf den Tod aus der Sicht von Patientinnen und Patienten, die dem Tod entgegensehen. Im Text der kanadischen Historikerin Emmanuelle Bélanger findet sich ein Überblick

über die Ideengeschichte eines »guten Todes«, also der Vorstellung, dass Sterben besser oder auch schlechter verlaufen kann. Welche Kriterien wurden und werden dabei angesetzt?

Der zweite Teil des Buches widmet sich »Sterbekulturen«. Er wird eröffnet durch Elisabeth Schömbuchers ethnographischen Bericht über Sterbekulturen in Indien, wo auch die Vorstellung eines guten und eines schlechten Todes Tradition hat. Clive Seales Kapitel behandelt unsere eigene, europäische Kultur und zeigt auf, dass der Tod immer einen gesellschaftlichen Aspekt hat. Es stimmt nicht, dass der Tod nur ein Randthema war. Es gibt eine europäische Kulturgeschichte des Todes, die zu entschlüsseln interessant ist. Luise Metzler untersucht biblische Texte daraufhin, ob und wie Verstorbenen Rechtsansprüche zugestanden werden müssen. Simon Peng-Keller untersucht aus literaturwissenschaftlicher Sicht zwei gegenwärtige Debatten prägenden Texte, die vom eigenen Sterben handeln. Dass die Palliativmedizin selbst auch auf bestimmten kulturellen Prämissen beruht (und einige möglicherweise unbedacht weiterführt), ist das Thema des Beitrags von Nina Streeck.

Der dritte Teil enthält Auseinandersetzungen mit ethischen Zusammenhängen, welche vom Sterben und vom Tod im Kontext der modernen Medizin und der Palliativmedizin ausgehen. Die Palliativmedizinerin Heike Gudat berichtet davon, was Patientinnen und Patienten eigentlich wünschen können, wenn sie ans Sterben denken. Die Ethikerin Kathrin Ohnsorge berichtet, ebenfalls aus dem Fundus der Basler Sterbewunschstudie, was das eigentlich heißen kann, das Sterben zu akzeptieren. Akzeptanz ist ein viel komplizierteres und vielfältigeres Konzept als es scheint, wenn man nur an die Akzeptanz als eine der Phasen im berühmten Modell von Elisabeth Kübler-Ross denkt. Es folgt ein Essay der Ärztin Lisa-Marie Müller, worin sie die Vorstellungen von »lebensverlängernden Maßnahmen« problematisiert – ebenfalls auf Grund einer eigenen Interviewstudie in der Palliativmedizin. Mein eigenes Kapitel handelt schließlich davon, welchen Unterschied es für diejenigen, die sterben müssen, ausmacht, ob der Tod medizinisch prognostiziert ist oder nicht.

* * *

Die Idee zu diesem Buch stammt aus zwei Kontexten. Der eine ist die Basler Sterbewunsch-Studie, in die ich selbst zusammen mit Heike Gudat, Kathrin Ohnsorge und Nina Streeck in den letzten Jahren involviert war. Es ist eine qualitative empirische und philosophische

Studie zu den Wünschen, die Menschen in palliativer Pflege im Bezug auf ihr Sterben haben – Lebenswünsche und Sterbewünsche –. Es sind Menschen, die wissen, dass sie eine schwere, lebensbedrohliche Krankheit haben. Das Projekt, das unter anderem von der Schweizer Krebsforschung, der Bangerter-Rhyner-Stiftung, der Hospiz-Stiftung Arlesheim und dem Schweizer Nationalfonds gefördert wurde, hat zu einer Reihe von wissenschaftlichen Publikationen geführt.⁶ Wir wollen mit diesem Buch eine Möglichkeit schaffen, einige Ergebnisse unserer Untersuchungen einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Vier Kapitel in diesem Buch sind aus diesem Kontext entstanden.

Die zweite Ursprungsregion ist eine öffentliche Vorlesungsreihe »Studium Generale«, die ich zusammen mit meinem Kollegen Cornelius Borck unter dem Titel »Sterbekulturen« im Sommersemester 2015 organisiert habe. Die Beiträge von Elisabeth Schömbucher und Theda Rehbock sind aus diesen Vorträgen heraus neu für dieses Buch geschrieben worden. Ich danke der Hanseatischen Universitätsstiftung für die Unterstützung dieser Vortragsreihe.

Allen Autorinnen und Autoren, die auf Anfrage weitere Kapitel zu diesem Buch beigetragen haben, danke ich für ihre gedanklichen Beiträge und auch für die Geduld, die sie dem Herausgeber im Entstehungsprozess entgegengebracht haben, der aus Gründen menschlicher Endlichkeit etwas länger gedauert hat als ursprünglich geplant war. Ebenso danke ich der Hospiz-Stiftung Arlesheim für eine großzügige Unterstützung dieses Buches, die den farbigen Druck und die Ausstattung des Buches ermöglicht hat. Besonders danke ich Lisa-Marie Müller und Zoewend-Soango Elodie Kaboré für ihre Geduld und ihr Geschick beim Betreuen der Manuskripte im Prozess der Drucklegung. Verlagsleiter Wolfram Burckhardt, danke ich für die Aufnahme in das Programm des Kulturverlags Kadmos.

⁶ Z.B. Rehmann-Sutter et al. (2015); eine aktuelle Übersicht über die Publikationen findet sich auf <http://www.hospizimpark.ch/forschung/>.

Literatur

- Colebrook, Claire: Learning to Die, Finally, in: Victoria Browne, Daniel Whistler (Hg.): *On the Feminist Philosophy of Gillian Howie. Materialism and Mortality*, London: Bloomsbury 2016, S. 197–213.
- Derrida, Jacques: *Learning to Live Finally. The Last Interview* (übersetzt von Pascale-Anne Brault und Michael Naas), Houndmills: Palgrave Macmillan 2007.
- Grundmann, Ekkehard (Hg.): *Einführung in die allgemeine Pathologie und in Teile der pathologischen Physiologie*, Stuttgart/New York, 9. Aufl. 1994.
- Parfit, Derek: *Reasons and Persons*, Oxford: Clarendon 1984.
- Rehmann-Sutter, Christoph/Gudat, Heike/Ohnsorge, Kathrin (eds.): *The Patient's Wish to Die. Research, Ethics, Palliative Care*, Oxford: Oxford University Press 2015.
- Ricœur, Paul: *Vivant jusqu'à la mort suivi de Fragments*, Paris: Seuil 2007.